

Matthias Claudius

Autor(en): **Schmid, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl
scolastic grischun**

Band (Jahr): **28 (1968-1969)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-356321>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Matthias Claudius

Matthias Claudius, Sohn eines Pastors, wurde 1740 zu Reinfeld im Holsteinischen geboren. Er sollte Pfarrer werden. Aber weder die streng orthodoxe Richtung noch die aufgeklärte Vernunftreligion, die sich brüderlich stritten, konnten ihn einnehmen. Er wechselte in die Rechts- und Staatswissenschaft hinüber, beschäftigte sich aber zeit seines Lebens mit religiösen Fragen: mit dem apostolischen Christus, mit Religionsgeschichte, Philosophie. Auch Geschichte, alte und neue Sprachen fesselten ihn. Er soll, als er die Universität verließ, vertraut gewesen sein mit: Griechisch, Latein, Französisch, Italienisch, Spanisch, Englisch, Holländisch und Dänisch. Im Umgang sprach er plattdeutsch.

In Jena trat er mit der «Teutschen Gesellschaft», einem Dichterkreis, in Verbindung und schrieb bald anakreontische Verse nach dem Vorbilde Gerstenbergs, des Hauptes dieser «Teutschen Gesellschaft». Die Kritik ließ keinen guten Faden an Claudius' gereimten Tändeleien. Enttäuscht und entmutigt ließ er vorerst das Dichten und kehrte heim, ohne seine Studien abgeschlossen zu haben.

1764 trat er eine Stelle als Sekretär beim Grafen Holstein in Kopenhagen an. Hier fand er einen Freund in Klopstock, dessen schön und weit schwingende

Oden und dessen Epos «Messias» ihm eine neue poetische Welt auftraten.

Entscheidender aber war Hamburg, die Bekanntschaft mit dem gescheiterten Theaterkritiker Lessing und mit Herder. Herder besonders begeisterte ihn. Weltgewandt, genialisch, voll feuriger Ideen und Pläne, die Claudius, dem Kleinen und Intimen zugewandt, bestaunte, wußte Herder einzunehmen. Herder andererseits nennt Claudius «das größte Genie . . . einen Freund von sonderbarem Geiste und von einem Herzen, das wie Steinkohle glüht, still, stark.»

Claudius arbeitete an den Hamburger Adreßcomptoirnachrichten. Er schrieb meist kurze Artikel zur Belehrung und Unterhaltung in einer Sprache, heiter und farbig, die gefiel. Dann erhielt er das Angebot, die Leitung einer neugegründeten Zeitung zu übernehmen. Das war der Wandsbecker Bote. Fröhlich übersiedelte Claudius nach Wandsbeck bei Hamburg, heute dessen Vorort, und ließ sein Blättlein losflattern. Es trat so schlicht und guter Laune auf, daß man auf den Redaktor aufmerksam wurde. Klopstock, Lessing, Herder, Gerstenberg arbeiteten bald, wenigstens gelegentlich, mit. Der Wandsbecker Bote erhielt literarisches Ansehen. Aber keinen wirtschaftlichen Erfolg, und dann hört der Spaß bald auf. Es ging abwärts. 1776 stand unser Redaktor wieder vor dem

Nichts. Das war um so bedenklicher, als er inzwischen geheiratet hatte, die Tochter eines Tischlermeisters, seine fromme, brave, anspruchslose Rebekka. Er schrieb an Herder: «Ihr Mädchen ist, hab' ich gehört, aus Veilchenduft und Mondschein zusammengewebt; o du lieber Jüngling, wie gönne ich sie Dir so herzlich und Dich dem Mädchen! Meins ist ein ungekünsteltes Bauernmädchen im wörtlichen Verstande, aber lieb habe ich sie darum nicht weniger, mir glüh'n oft die Fußsohlen vor Liebe.»

Herder vermittelte ihm eine Stelle als Oberlandeskommisarius in Darmstadt, die ihm aber nicht zusagte, und am wenigsten gefielen ihm die Vorgesetzten. Und dann das Heimweh! Eine Erkrankung erleichterte ihm den Entschluß zu demissionieren. Er kehrte in sein liebes Wandsbeck zurück. Herder fragte ihn mit seltsamem Zartgefühl, wovon er nun zu leben gedenke. Und die Antwort des schlichten Mannes: «Übersetzen, Fortsetzung des Asmus und — Befehl du deine Wege!»

Das äußere Leben wurde dürftig genug. Zum Glück griff der Kronprinz von Dänemark helfend ein. Er wies ihm ein Jahresgehalt von 200 Talern an und verhalf ihm 1788 zum Amt des Rechnungsprüfers an der Schleswig-Holsteinischen Bank in Altona mit 800 Talern Gehalt. Nun mochte und mußte es gehen.

Aber das Alter kam, und das Alter bringt Ungemach, wie viele beschönigenden Worte auch unbeholfene Tröster wissen. Seine liebe Tochter Christiane starb im Alter von 20 Jahren. Claudius hat diesen Schlag nie überwunden. Sein zart-schönes Sternenlied «Christiane» gilt ihr.

Und dann die große, böse Welt! Die Französische Revolution flammte auf. Dann griff Napoleon zur Krone und ritt auf seinem Schimmel dröhnenden Heeren zu gewaltigen Eroberungen voraus. Unheil überzog den Himmel über Europa mit Blutröte und Feuerschein. Notschrei und Weheklag füllte die Nächte. 1813 besetzten die Franzosen auch Hamburg. Für Claudius kamen schlimme Tage. Der Sohn Johannes und der Schwiegersohn waren bei den Patrioten, die zum Widerstand gegen den Korsen riefen. Der dänische König aber, sein Gönner und Helfer, war mit Napoleon verbündet. Claudius floh mit Frau und Kindern nach Kiel und kam 1814 nach Lübeck, nachdem schwedische Truppen hier einmarschiert waren.

Nach knapp einem Jahr konnte er ins ländlich-stille Wandsbeck zurückkehren. Seine Gesundheit war erschüttert. Kraft und Mut, wieder anzufangen, waren geknickt. Am 21. Januar 1815 entschlummerte er friedvoll in Hamburg im Hause seines Schwiegersohnes, des Verlegers Friedrich Christoph Perthes.

*

Und doch darf man wohl sagen: Matthias Claudius lebte in der gewaltigen Umbruchzeit 1740/1815 eine Idylle, abseits vom Spektakel der Weltgeschichte oder doch kaum entscheidend einbezogen ins geschichtliche Geschehen. Als er von Darmstadt nach Wandsbeck zurückkehrte, schickte ihm Minister von Moser recht unfreundliche Worte nach. «Seine herzliche und populäre Schreibart schien die Erwerbung eines solchen Mannes bei einer Anstalt schätzbar zu machen, wo es wenig auf Befehle und soviel auf Überzeugung ankommt. Er war aber zu

faul, mochte nichts tun als Vögel singen hören, klavierspielen und spazierengehen, konnte die hiesige Luft nicht vertragen, fiel in eine tödliche Krankheit und ging von selbst zu seinen Seekrebsen zurück.» «Ein faul's Luder», sagten die erbosten Amtsbrüder vom Pfarrer von Cleversulzbach, wenn er Vikare für sich predigen ließ und vor der Kirche, im Grase liegend, zuhörte. Aber der Pfarrer von Cleversulzbach, Eduard Mörike, war im Grunde seines Herzens traurig, ein wunder Einsiedler; über seinen herrlichen Versen segelt der Nachtfalter. Claudius aber ist heiter, gesellig, frohmütig. «Er lacht über manche Dinge, worüber sich viele . . . halb tot ärgern würden», schreibt ein Zeitgenosse. Bei schönem Wetter sitzt er gerne im Garten und genießt ein Täßchen Kaffee. Oder er spaziert mit der langen Tonpfeife in der Lindenallee hin und her, die weiße Nachtmütze auf dem langen, braunen Haar. Oder er arbeitet in der gelb tapezierten Kammer; denn faul, wie der Minister sagt, ist Claudius nicht; oder zeigt und erklärt einem Gast die Schildereien auf dem Kachelofen. Oh, gemütlicher ist's freilich beim Bierkrug oder auf dem Kegelplatz! Und wie schön die Wolken geh'n und der Wind über die flimmernde Weite weht, und die Vögel singen! «Ich danke Gott und freue mich», jubelt er im Gedicht, «täglich zu singen.»

Nie ist sein Glaube erschüttert worden. Er kennt kaum Zweifel und Ängste. Heiter ist sein ländliches Haus, herzlich die Frau Rebekka, sein Bebelmus, wie er sie nennt, lustig die Kinder — elf werden es nach und nach —, schön der Garten, gütig der Himmel. Seinen Gott sieht er überall, in der großen Schöpfung, in der Familie, im Vaterland, im

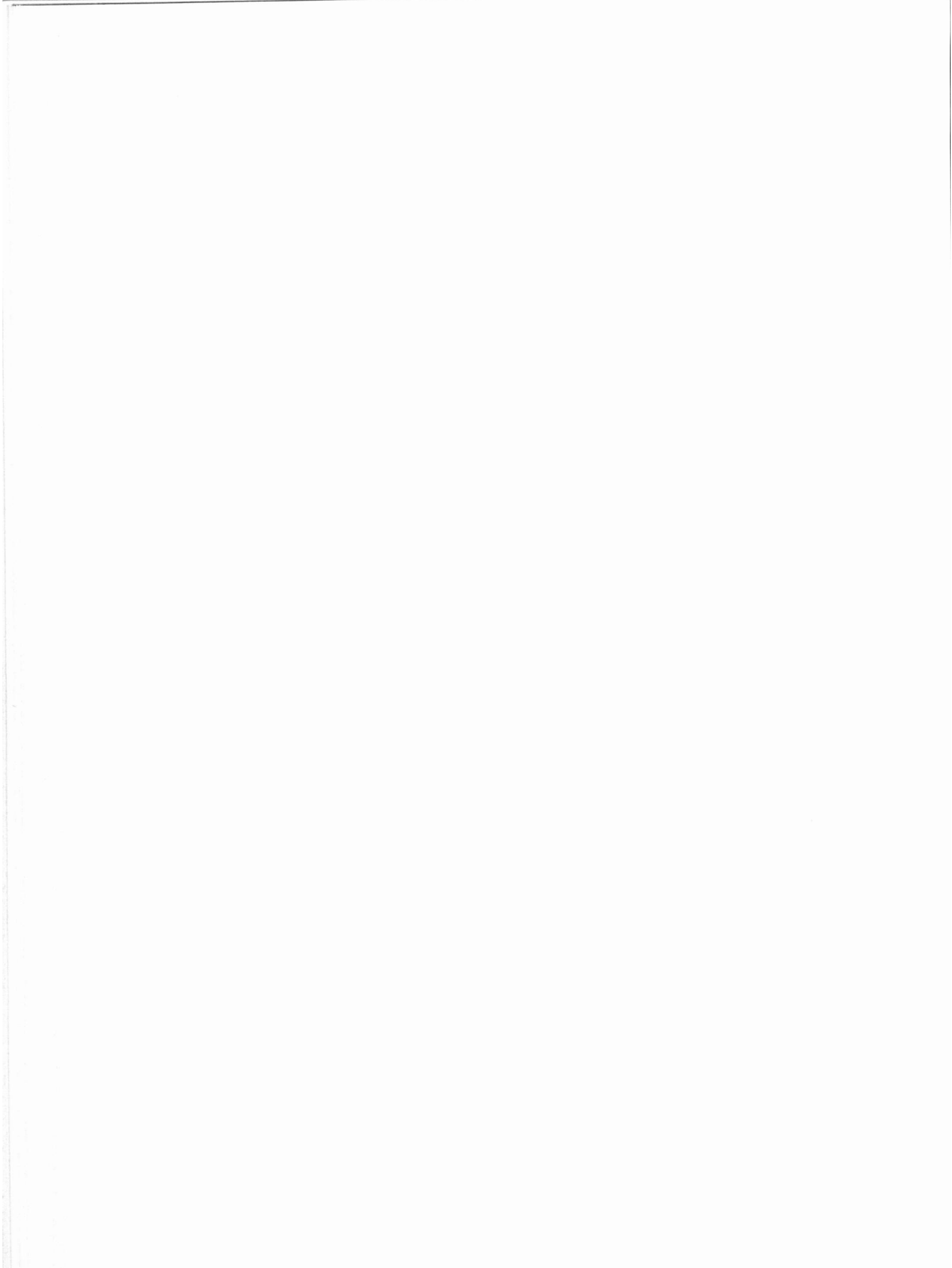
Menschen, einen lieben, väterlichen Gott «Glöcklein am Leibrock, die ihn und seinen Gang verraten». Sein Haus ist voll Musik. Er spielt Klavier, Frau Rebekka Cello, und die aufwachsenden Kinder machen jedes auf seine Weise mit. Sein Haus ist seine Burg.

Hausfeste sind seine Erholung. Manchmal auch seine Erfindung. Unter dem Titel «Neue Erfindung» beschreibt er sie. «Hab' eine neue Erfindung gemacht, Andres, und soll Dir hier so warm mitgeteilt werden. Nicht Geburtstags- und Namenstagsfeste, die sind selbstverständlich. Nein: das Knospenfest, der Widderschein, der Maimorgen, der Grünstängel, der Herbstling (mit Bratäpfeln gefeiert), der Eiszäpfel.» «. . . Mancher denkt wohl, wenn er Eiszapfen am Dache sieht, könne er nun gleich anfangen zu feiern; aber weit gefehlt, es wird mehr dazu erfordert. Der Eiszäpfel kann durchaus ohne einen Schneemann nicht gefeiert werden, und dazu muß erst Schnee sein und Tauwetter kommen, daß der Schneemann gemacht werden kann, und wenn er gemacht ist und vor dem Fenster steht, muß er wieder frieren, daß Eiszapfen am Dach werden, einer halben Elle lang, nicht länger und nicht kürzer usw. Das sind die Präliminarartikel und die *conditio sine qua non*.»

Manchmal geht's laut zu bei den Claudius. In Bocksprüngen tollt er mit den Kindern durch den Garten und treibt mancherlei Kurzweil. Dann läßt er sich nicht stören und weist ungebetene Gäste ab. Nicht mit groben Worten, aber auf oft recht wunderliche Weise. Matthisson, der Freund unseres Dichters Salis, erzählt folgendes Stücklein. Claudius winkt einem unwillkommenen Gast, mit ihm hinters Haus zu kommen. Da



Matthias Claudius,
Gemälde von
Friedrike Leisching



weidet die Kuh, von vielen Stechmücken gepeinigt. Er zieht seine Nachtmütze, schlägt darauf los und richtet ein ordentliches Blutbad an. Dann verbeugt er sich tief, die Mütze in der Rechten, vor dem zudringlichen Besucher, der begriffen hat und sich verlegen davonmacht. Der Schalk aber lacht: «Ja nun, Taten sind mehr als Worte.» Ein andermal meldet er einer hochgestellten Dame, die in der Kalesche dahergerollt, den berühmten Dichter kennen zu lernen, schon am Kutschenschlag, Herr Claudius sei nicht zu Hause. Ich denke, er hatte viel Besuch; sein Name ging weit.

In den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts lebte in Chur, im vornehmen Barockpalast an der Poststraße — die Churer heißen ihn das «Alte Gebäu», heute Justizpalais — Peter von Salis. Er war ein um- und weitsichtiger Handelsherr, von den Salis der reichste, auch gebildet, bibelfest und dem Schönen zugetan. Und ein kluger und besorgter Vater. So schickte er die Söhne Anton und Daniel mit ihrem Hauslehrer nach Hamburg, wo die aufgeschlossenen Jungen die vorzüglich ausgewiesene Handelsakademie Büsch besuchten. Und nun vergaß er nicht, den beiden Studenten mit den üblichen väterlichen Ermahnungen die Aufforderung zu schreiben, dem «drolligen Claudius in Wandsbeck» ein Besuchlein abzustatten. Dem drolligen Claudius, das ist treffend.

Aber Claudius kann auch ungemütlich werden. Er kann auch unangenehme Wahrheiten in aller Öffentlichkeit sagen. Einmal bespricht er im Wandsbecker Boten die «Physiognomischen Fragmente» des Zürchers Lavater. Lavater wurde, besonders von den Frauen und ganz besonders von den Damen, als der beste Christ und der beste Dichter ange-

schwärmt und war darum etwas verwöhnt und eitel geworden. Er mag folgende Ausführungen, wenn er sie überhaupt gelesen hat, mit gemischten Gefühlen zur Kenntnis genommen haben. «Mag er (Lavater) bei seiner Entreprise parteiisch sein, übertreiben, tausendmal neben der Wahrheit hinfahren und mehr Unkraut als Weizen sammeln; er bleibt auch mit Unkraut in der Hand ein edler Mann, und dann ist noch immer die Frage erst, ob alles wirklich Unkraut ist, was du nach deinem Linneus Unkraut nennst.» Auch Herder, der Freund, muß sich einiges gefallen lassen. Claudius zwickt ihn so: «Wenn ich also eine Zange hätte, damit die Eitelkeit und andere Narrheit samt den Wurzeln ausgezogen werden könnten, so würde ich erst meine eigene ausziehen und dann Euch die Zange präsentieren.» Man wundert sich übrigens, daß er Herder nicht gänzlich zerzaust. Herder pries Shakespeare als «dramatischen Gott». Die biblische Schöpfungsgeschichte war ihm eine rein poetische, heilig-symbolische Dichtung. Die ganze moderne Bildung, die orthodox-christlichen Begriffe, schob er beiseite.

Was sollte Claudius solch blasphemischer Überschwang? Er blieb bei seinem alten, stillen und ländlichen Leben, setzte sein Vertrauen immer tiefer auf Gott und bekannte sich zum schlicht evangelischen Glauben als der einzig gültigen Wahrheit. Diese Einkehr in die Religion der Väter und Rückkehr in den engen Familienkreis löste ihn immer mehr von den Tagesfragen der Literatur. Wandsbeck lag am Rande alles Zeitgeschehens, in stiller Abgeschlossenheit. Ab und zu brachte ein Gast eine Nachricht: vielleicht vom Atheistenstreit in Jena, einen pikanten Klatsch vom

Weimarer Hof oder eine laut gepriesene Neuerscheinung vom Büchermarkt. Der Alte nahm das Buch zur Hand, blätterte wohl ein Weilchen darin, legte es auf die Seite und kehrte zurück zu seinen Nächsten, zu den Vögeln des Himmels und den Blumen des Feldes. Er war froh, mit den Zweifeln und Kämpfen der Großen nichts zu tun zu haben.

Goethe, den meteorhaft aufsteigenden Stern, hatte er einmal in Weimar getroffen und gesprochen. Das war 1784 gewesen. Er hatte im Wandsbecker Boten den «Götz» und den «Werther» besprochen; Goethe hatte sich darüber gefreut. Nun aber, je näher sie sich kamen, desto weiter gingen sie auseinander. Die Begegnung mußte, so schrieb Goethe aus Italien, zu einer «immer weitem Entfernung» und schließlich «zur leisen Trennung» führen. Ja, wie war's denn im Xenien-Streit mit Schiller und Goethe? Da haute Claudius wacker daneben:

«Er schrieb. Sie beteten den jungen
[Schreiber an —
Und es war um den Menschen getan!
O hättest du den Götzen nicht geschrie-
[ben;
So wären deine Götter in dir geblieben.»

Man denkt an unsern Salis, der Schiller das Gedicht «Die Götter Griechenlands» nicht verzeihen wollte. Die neue Zeit ward beiden fremd.

In Wandsbeck sammelte Claudius, was er in seinem Büchel, eben im Wandsbecker Boten, an Vers und Prosa im Laufe der Jahre publiziert hatte und gab es heraus unter dem Titel: «Asmus omnia sua secum portans» oder «Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten». Er schreibt in der Subscriptionsanzeige: «Ich will meine Werke auch sammeln

und herausgeben. Es hat mich zwar, wie sonst wohl zu geschehen pflegt, kein Mensch darum gebeten, und ich weiß besser als irgend ein geneigter Leser, wie wenig dran verloren wäre . . .» Das heißt wohl, er kannte seine Grenzen und wußte oder ahnte, daß Großes im Werke war. In der Tat: im Zeitabschnitt von Claudius' Leben erschienen der «Nathan», «Don Carlos», «Iphigenie», der «Faust» (I), um nur einige der strahlenden Werke zu nennen, in denen die ewig brennenden Probleme des Menschen Gestalt suchten.

Claudius' Werke umfassen acht Teile mit einigen Kupferstichen Chodowieckis, des bekanntesten Kupferstechers jener Zeit. Diese acht Teile wurden in zwei stattlichen Bänden zusammengefaßt. Wer sie durchgeht, erhält den Eindruck von einem originellen, vielbelesenen, ja, gelehrten Mann. Er ergeht sich über östliche Religionen, und zwar weit ausholend, eingehend und wissend, soweit ich das beurteilen kann. Er schreibt über Sokrates, er übersetzt Fenelon, Pascal, Bacons Glaubensbekenntnis und vieles andere und mustert, was im Schaufenster der Zeit erscheint. Freilich bietet er dann keine scharf und schlagend formulierten Rezensionen; er ist kein Lessing, kein sondernder Geist, der die Grenzen steckt. Er plaudert über das Gelesene, unterhaltend mit Spaß und Witz und gelegentlich mit einem Körnlein Ironie. Aber die Ironie ist nicht besonders seine Sache. Wer ohne Zweifel und Gottes und der Welt sicher ist, kommt ohne die Ironie aus. Vor allem bringt er religiöse Betrachtungen: über das Gewissen, das Vaterunser, «über den allgemeinen Eifer für Religion und religiöse Handlungen», über das Abendmahl, das er nach Luther aufgefaßt haben will usw. Die pietisti-

sche, warme Herzensfrömmigkeit, der feste lutherische Glauben sind die hellen Räume, in denen seine Glückseligkeit lobsingt. In seiner Auseinandersetzung mit der «neuen Theologie» bleibt er vornehm. Die folgende Stelle spricht dafür: «Und ich habe Lessing auch gekannt. Ich will nicht sagen, daß er mein Freund gewesen sei, aber ich war der seine. Und obgleich ich sein Credo nicht annehmen kann, so halte ich doch seinen Kopf hoch. Herrn Mendelssohns Bekanntschaft ist mir nicht beschieden gewesen. Aber ich habe ihn als einen hellen, forschenden Mann mit vielen Anderen geachtet, und als Juden habe ich, wie man sagt, ein tendre für ihn, um seiner großen Väter, und um meiner Religion willen.» Andererseits hat er auch für die Katholiken herzliche Hochachtung.

Seinen langen «Einfältigen Hausvaterbericht über die christliche Religion — an seine Kinder Karoline, Anne, Auguste, Trinette, Johannes, Rebekka, Fritz, Ernst und Franz» — darf man übergehen. Aber der Brief von 1799 an seinen Sohn Johannes ist von väterlicher Güte, Lebenserfahrung und Erzieherweisheit voll und reif und sprachlich schön, ein Stück kerniger Prosa. Gesundes Brot, nicht Schleckware.

Er bringt auch heitere, spaßige und schrullige Stücke. Gelegentlich ist das eine und andere forciert und gesucht «volkstümlich». Aber es ist schon so, wie Traugott Vogel sagt, man muß die Sache mehrmals lesen, um den persönlichen Klang und eigenen rhythmischen Reiz zu erleben.

Der Leser stutzt einen Augenblick, wenn ihm am Eingang des Wandsbecker Boten der Kupferstich «Freund Hain» entgegengrinst, das Totengerippe als

«Schutzheiliger und Hausgott vorn an der Haustüre des Buches». Aber, nicht wahr, der Tod gehört diesen frommen Idyllikern und heiterseligen Christen zum Leben wie der Schatten zum Licht. (Sie nehmen ihn so ernst wie die Heutigen die sexuelle Aufklärung.) Salis-Seeewis, Claudius' Zeitgenosse, war seinen deutschen Freunden durch Grablieder nahe. Und der andere Zeitgenosse, der alemannische Dichter oben im Wiesental, Johann Peter Hebel? In seinen zwei schönsten Kurzgeschichten führt der Tod Regie. Im «Kannitverstan» führt er den verstaunten Wandergesellen ans Grab eines Unbekannten und zu Einkehr und Zufriedenheit. Im «Unverhofften Wiedersehen» gibt er den Geliebten der Braut zurück. Der ist, ein junger Bergmann, eines Morgens in den Schacht gestiegen und nicht wiedergekehrt. Sie hat gewartet, eine Ewigkeit in Treuen gewartet und ist alt, runzlig und weiß geworden. Und nun liegt er vor ihr, in unverwelkter Schöne. So sanft und gut kann der Tod sein. In Claudius' Gedichten ist er mild und freundlich, aber auch einmal unbarmherzig den Hammer schwingend, «und die Stunde schlägt». Einmal ruft ihm Claudius burschikos zu: «Die Hand, lieber Hain! und wenn Ihr 'nmal kommt, fall't mir und meinen Freunden nicht hart.»

Die Dedikation des ersten Bändchens enthält ein paar Sätze, die nicht fehlen sollen. «Ich hab da 'n Büchel geschrieben und bring's Ihnen her. Sind Gedichte und Prosa. Weiß nicht, ob Sie 'n Liebhaber von Gedichten sind; sollt's kaum denken, da Sie überhaupt keinen Spaß verstehen, und die Zeiten vorbei sein sollen, wo Gedichte mehr waren. Einiges im Büchel soll Ihnen, hoff ich, nicht ganz mißfallen; das meiste ist Ein-

fassung und kleines Spielwerk: machen Sie mit, was Sie wollen.»

Fragte mich einer, was denn Lyrik sei, ich möchte antworten: «Lyrik ist alchimistische Kunst, Zauber und Feuerwerk, Sagenlicht und Runengeheimnis, bald bizarr, von grünem Dämmer fremd, geheimnisvoll wie die Orchidee, bald wieder formstreng und glasklar wie der Kristall, der das Licht in bunten Farben bricht.» «Wenn der Mann danach ist, dann kann der erste Vers aus dem Kursbuch sein und der zweite eine Gesangbuchstrophe und der dritte ein Mikoschwitz, und das Ganze ist doch ein Gedicht. Und wenn der Mann nicht danach ist, dann können die Ehegatten ihre Frauen und die Mütter ihre Söhne und die Enkel ihre Großtanten im Lehnstuhl oder im Abendfrieden vielstrophig anreimen, und selbst der Laie wird bald merken, daß das keine Lyrik mehr ist.» So sagt Gottfried Benn, und der soll es ja wissen.

Claudius hat seine Verse mit sichtlicher Freude im Wandsbecker Boten ausgestreut: muntere Gelegenheitsgedichte und (für meinen Geschmack) auch einmal unschöne Sachen, wie «Auf einen Selbstmörder» oder das «Lied für Schwindsüchtige», auch Belanglosigkeiten, meist Gedichte mit vielen vierzeiligen Strophen. Man wünscht ihm manchmal einen tüchtigen Rotstift, leer plätschernde Strophen zu streichen, zusammenzufassen, zu ballen, zu runden, daß aus kleinem, geschlossenem Gebilde das Große und Allgemeine sich entfalte. Manches von Claudius ist mit dem Tag vergangen, anderes aber volkstümlich geworden, etwa das helle Rheinweiniad «Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher» oder «Der Bauer, nach geendigtem Prozeß». Einiges haben die braven

Schulbücher konserviert. Wir Alten kennen noch das «Lied, hinterm Ofen zu singen»; es beginnt: «Der Winter ist ein rechter Mann, kernfest und auf die Dauer»; in der siebten Strophe hat er ein Sommerschloß «im lieben Schweizerlande». Von «Urians Reise um die Welt» geht der Anfang noch als fliegende Redensart: »Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen...». Sein «Gülden ABC und Ein silbern dito» hat der Aldus Manutius Verlag mit einem feinsinnigen Begleitwort Traugott Vogels als eine seiner Kostbarkeiten herausgegeben; es ist schon vergriffen. Kraftvoll ist das Kriegslied «'s ist Krieg! O Gottes Engel wehre / Und rede du darein», warm und innig das «Bei dem Grabe meines Vaters», übermütig und witzig «Die Henne», zart und volkslied-schön «Christiane». Genug, überlassen wir die Gedichtbeschreibungen den Versspezialisten. Jüngst fand ich ein paarmal in den Zeitungen — man mußte doch Claudius' gedenken — in all dem Gebräu über Konjunkturdämpfung das Gedicht «Der Mensch». Seltsames Zusammentreffen.

Der Mensch

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar
Kömmt er und sieht und höret
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüftet und begehret,
Und bringt sein Tränlein dar;
Verachtet und verehret,
Hat Freude und Gefahr;
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält nichts und alles wahr;
Erbauet und zerstöret;
Und quält sich immerdar;
Schläft, wachet, wächst und zehret;

Trägt braun und graues Haar
Und alles dieses währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.
Dann legt er sich zu seinen Vätern
nieder,
Und er kömmt nimmer wieder.

Claudius hat gerne für Komponisten geschrieben und auch Melodien genannt, nach denen dies und jenes Poem zu singen wäre. Da gibt es zum Beispiel eine große «Weihnacht-Kantilene» mit Chor, Rezitativ, Choral, Grave. Was alles von ihm vertont wurde, habe ich mir nicht festzustellen die Mühe genommen. Bekannt ist Othmar Schoecks Wandsbeker Liederbuch, op. 52, Liedfolge nach Gedichten von Matthias Claudius. Von Schubert hebe ich hervor «Der Tod und das Mädchen» («Vorüber! Ach, vorüber! Geh', wilder Knochenmann»). Schubert, der große Liedmeister, der aus jedem Kiesel Funken und Flammen schlug, hat es zunächst für eine Liedstimme vertont, dann zwischen 1824 und Frühling 1826 als sein vorletztes Streichquartett. Von Not und Krankheit verdüstert, von Todesahnungen durchschauert, strömt er in diesem Werk seine unsägliche Trauer erschütternd aus: allgegenwärtig ist der Tod. Allgemein bekannt ist wohl auch

«Motett» in der machtvollen Vertonung unseres Zürchers Hans Georg Nägeli (1773—1836), «Der Mensch lebt und bestehet . . .».

Es ist aber vor allem das Abendlied, das den Namen Matthias Claudius bis in unsere Zeit getragen hat und ihn weiter trägt. «Der Mond ist aufgegangen», fast blättert man im 4. Teil der Werke darüber weg, so unvermittelt, fast nebenbei, folgt das Lied einem eher trockenen Prosastück. Eines der schönsten Abendlieder deutscher Sprache, ein Juwel, gesprochen und gesungen. Es baut sich ganz selbstverständlich in sieben sechs- und kurzzeiligen Jambenstrophen auf — Reim 1., 2., 4., 5., 3. und 6. Zeile — die voll und rein im Klang sind. Der erste Blick, wie könnte es anders sein, gilt dem Himmel, der sich mit Mond und Sternen auf Wald und Wiesen und die Gehöfte neigt und den Menschen still und fromm stimmt, daß er sein Heil bedenkt und auch den kranken Nachbarn in sein Gebet einschließt. Der ganze, schlichte, fromme, gottselige Claudius ist in diesen Versen Wort geworden. In ihnen und mit ihnen versammelt er die Familie an der Kinderwiege, wo und solange noch Familie ist.